

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 28.

Donnerstag, 3. Februar.

1916.

(7. Fortsetzung.)

Die Halliggräfin.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Albert Petersen.

Momme stand wieder stumm und finster grübelnd da. Sie reichte ihm die Hand und flüsterte: „Lieber Momme, freue dich, daß du für unsere Küste schaffen darfst, freue dich, Momme — ich, ich bin stolz auf dich.“

Ehe er antworten konnte, war sie durch den Garten ins Haus gegangen.

Bangsam stieg er in den Sattel und ritt davon. Draußen — hinter dem silbrig schimmernden Wasserstreifen lag Diefut, scharf hoben sich die Umrisse von Warft und Bohnhaus gegen den bernsteingelben Streifen des westlichen Horizontes ab.

Momme ließ den Braunen traben. Petrea hatte recht. Läßt den Kopf hängen wie ein Pfluggespanne, den der Bauer vom Hof gejagt hat, wie ein Rätner, dem statt der Kartoffeln nur Disteln auf'm Acker wachsen.

Die Gräfin hatte sich in die „Chronik der Rüge vor Bredbro“ vertieft, als Momme in das Zimmer trat.

Sie hob den schönen Kopf und sah ihn fragend an.

„Aus meiner Nacht wird nichts“, stieß er hervor.

Ein heller Schein trat in ihre Augen. Sie reichte ihm die schmale, weiße Hand hin und sagte: „Dann auf gute Kameradschaft, Herr Haring.“

Er wagte auf ihre herlichen Worte keine Antwort.

5.

Fräulein Bangett gab sich alle Mühe, der fieberhaften Tätigkeit der wiederhergestellten Gräfin mit Ruhe und Gleichmut zuzusehen. Sie hatte im „Dahem“ inferieren lassen, daß eine hochherrschaftliche Gesellschaftlerin eine passende Stellung suche. Jetzt wartete sie täglich auf Angebote.

Der Halligkauf war zwischen Meggers und der Gräfin bereits abgeschlossen. Karola von Adlersfelde-Hallenham war Herrin von Diefut. Jetzt galt es noch für größere Landbefestigungsarbeiten die Erlaubnis der Regierung einzuholen.

Stundenlang saß sie mit ihrem Verwalter über Plänen und Kostenanschlägen. Je mehr Momme sich mit dem neuen Unternehmen beschäftigte, desto größer wurde sein Eifer. Und es freute ihn, daß die Gräfin die Sache so ernst zu nehmen schien.

Von Hufum, der nächsten größeren Küstenstadt war schon ein Wattenever mit Steinen und Holz unterwegs, Maurer und Zimmerleute hatten sich im Diefuter Bohnhaus einquartiert. Und jeden Tag fuhren Momme und die Gräfin nach der Hallig hinüber, um sich über den Fortgang der Arbeiten zu unterrichten. Sobald das Wohnhaus und neue Stallungen fertig wären, wollte die Gräfin nach ihrem eigenartigen Herrenstil überfließen.

In diesem Herbst sollten auch schon einige vorläufige Befestigungsarbeiten erledigt werden, während im nächsten Frühling Deiche und Dünen größeren Stils angelegt werden sollten.

Das Wetter war dem jungen Unternehmen günstig. Nach einigen rauhen, nassen Wochen hielt ein warmer, stiller Spätsommer seinen Einzug in Nordfriesland.

Die Regierung hatte einige höhere Wasserbaubeamte zur Besichtigung und zur Rücksprache mit der Gräfin entsandt. Und bald wußte sie, daß auch von dieser Seite keine Schwierigkeiten zu erwarten waren.

Der Erweiterungsbau des Wohnhauses war beendet, und die Ställe und Scheunen standen erwartungsvoll da.

Fräulein Bangett wartete immer noch auf Stellenangebote und zitterte vor dem vielleicht drohenden Aufenthalt auf solch einer öden Hallig. Sie beneidete Robinson, der in seiner Weltabgeschiedenheit doch unter Palmen geruht, und fand Meggers Gaststube plötzlich äußerst behaglich, wenn sie an den „grauen Bau mitten im Sölid“ dachte. Von der Einladung der Gräfin, doch einmal die Hallig zu besichtigen, hatte sie noch keinen Gebrauch gemacht; sie hoffte noch immer, ihre Annonce würde erfolgreich sein.

Eines Tages fuhr sie mit der Gräfin nach Hufum, um Mobilien zu kaufen. Die Gräfin wählte einfache, aber gediegene Sachen, und Fräulein Bangett bemerkte mit Erstaunen, daß ihre Herrin mit besonderer Sorgfalt Gegenstände für ein Herrenzimmer auswählte. Und Karola von Adlersfelde gewahrte den forschenden Blick ihrer Gesellschaftlerin und errötete. „Ach, Torheit“, schalt sie sich dann, „es ist doch selbstverständlich, daß er sich nach des Tages Arbeit in seinem Zimmer gemächlich fühlen soll.“

Eigentlich hatte sie das innere Empfinden, als wäre sie dem jungen Manne, für den sie nun einmal „Interesse hatte“, in den Wochen der Zusammenarbeit menschlich nicht näher gekommen. Sie hatten ja soviel Geschäftliches zu besprechen, und wenn sie wirklich einmal ein Gebiet berühren wollte, durch dessen Erörterung er gezwungen worden wäre, ihr einen Blick in sein Inneres tun zu lassen, dann wich er ihr aus.

Ein gediegener Mensch, ein ganzer Kerl, lautete ihr Urteil über ihn. Daß sonst noch etwas in ihr war, das sie zu ihm hinzog, gestand sie sich nicht ein.

Und Momme war zu harmlos, um sich auch nur einen Gedanken darüber zu machen, warum die Gräfin gerade ihn zu ihrem Verwalter machen wollte.

Natürlich wurde in den Rügen, in den Geestdörfern und in Bredbro über die Pläne der Gräfin gesprochen und getuschelt. Einer hatte sie die „Halliggräfin“ genannt, und nun behielt sie den Spitznamen. Vereinzelt, besonders im Flecken, wurden auch Stimmen laut, welche hämische Bemerkungen machten, aber den Nordfriesen lag dergleichen zu fern, und sie schenkten solchem Gerede kein Gehör.

In Bredbro befand sich ein Maurergeselle, der vor einigen Jahren zugereist war, eine zeitlang bei einem Bredbroer Meister gearbeitet hatte, sich dann aber selbstständig gemacht hatte und sich seinen Unterhalt hauptsächlich damit verdiente, daß er auf den Geeststellen und Marschhöfen die nötigen Reparaturen übernahm.

Auch bei Tycho Tychsen hatte er schon gearbeitet und bei dieser Gelegenheit Petrea kennen gelernt.

Ihm gefiel das blonde Mädchen, aber Petrea tat, als bemerkte sie seine Bemühungen nicht, und als er gar zudringlicher wurde, erhielt er eine so deutliche Zurechtweisung, daß er die Kränkung nicht wieder vergaß. Und er hatte sich geschworen, daß er „diesen hochnasigen Hungerleibern“ noch einmal zeigen würde, was für ein forsch'her Kerl er sei.

Bisher war diese Norischeit allerdings nur dadurch erkennbar geworden, daß er öfter in der Wirtschaft saß und hinter dem Grog ratierte, daß Standesunterschiede die Dummheit vergangener Zeiten seien, daß aber solche Reden schon zu den gemeinsten Böbeleien ausgeartet waren, hatten die angerempelten Bauern dem zumgetragten Fremden gelegentlich schon fühlbare Belehren erteilt, und jetzt trug Stanislaus Kolloscziski stets ein Messer in der Tasche, wenn er sich auf eine „forsch'he“ Fahrt begab.

Bei seinem Aufenthalt auf den verschiedenen Höfen hatte er gehört, daß der Koogsmann Momme Harring mit Petrea Tychsen heimlich „versprochen“ sein sollte, und dann erfuhr er von der „verrückten Galligräfin“, welche sich Momme zum Verwalter angenommen hatte. Mit grimmiger Schadenfreude hörte er die widerlichen Bemerkungen, die häßlichsten Verdächtigungen einzelner.

Als er eines Tages wieder forsch' hinter dem sondbiobielten Glas Grog saß, trat Uwe Tychsen in die Schenkstube und setzte sich an den nächsten Tisch.

Mit glasig stieren Augen hatte der Maurer Petreas Bruder bemerkt.

„Natürlich — ist zu orokischnauzig, sich zu mir an den Tisch zu setzen“, murmelte er.

Uwe tat, als hätte er nichts gehört.

„Wissen Sie“, fragte jetzt Kolloscziski laut die Wirtin, „wissen Sie, ob die Gräfin schon mit ihrem — hahaha — Verwalter auf Biekut wohnt?“

In Uwes Gesicht trat die Bornröte. Wollte der Kerl seinen Freund beleidigen?

„Ich meine, die Übersiedelung geht in der nächsten Woche los“, antwortete die ältliche Wirtin ruhig.

„Na, dann wird's wohl mit der Verlobung nichts“, höhnte der Maurer.

Uwe ballte die Faust, aber er bezwang sich und wechselte verächtlich seinen Sitz, so daß er dem Trunkenen den Rücken zuwandte.

Stimmer unverschämter wurde der Fremde.

„Ich meine die Verlobung des Verwalters, hahaha“, brüllte er mit mederndem Lachen.

Doch Uwe reagierte nicht. Das reizte Kolloscziski nur noch mehr. Er stand schwerfällig auf und setzte sich an Uwes Tisch.

„Sie müssen es ja wissen, Tychsen, wie wird's mit der Verlobung?“

Nur mühsam seinen Born unterdrückend erhob sich der junge Bauer und ließ sich an einem anderen Tisch nieder.

Die Wirtin trat zu dem Maurer und gebot ihm Ruhe. Doch der schob die Frau zur Seite und ging auf Uwe zu.

„Wie ist's? Weint Petrea —“

Uwe sprang auf und versetzte dem Unverschämten einen Schlag ins Gesicht, daß er zurücktaumelte. Scheinbar ruhig stand Uwe da und wandte sich, als der andere stumpf auf einem Stuhl sitzen blieb, nach seinem Tisch zurück.

„Gund —“ und plötzlich war der Maurer aufgesprungen, und ehe Uwe sich zur Wehr setzen konnte, saß denn überraschten das Messer in der Brust.

Auf das Hilsegeschrei der Wirtin eilten Nachbarn herbei, der Maurer ließ sich gleichmütig festnehmen.

Uwe Tychsen aber war gleich zurückgefallen.

Auf dem Geesthose Tycho Tychsen lag der Sohn in wilden Fieberphantasien. Der Arzt hatte konstatiert, daß die Lunge verletzt war und machte ein recht bedenkliches Gesicht.

Petrea saß traurig an ihres Bruders Krankenlager. Sie wußte, daß der fremde Maurer an jenem Abend ihren Bruder schwer gereizt hatte, bis dieser ihm den Schlag versetzte und jener zum Messer griff. Petrea kannte ihren ruhigen Bruder, der lieber einem Streite aus dem Wege ging.

Er mußte schon sehr beleidigt worden sein, ehe er sich hinreißen ließ. Was hatte der Messerheld gesagt, was war geschehen? Und da lauschte Petrea den wirren Reden des Fiebernden.

„Gemeines Paß — Gräfin — die vielleicht — aber mein Freund — — — nein, sie lügen — Momme — ich weiß — sie lügen — du bist — Petrea — treu —“

Das also war es gewesen. Der Maurer hatte gemeine Verdächtigungen gegen Momme und die Gräfin ausgesprochen. Natürlich, dem Gemeinen ist alles gemein.

Ein verächtlich zorniges Leuchten trat in ihre Augen. Mochte man reden! Sie wußte es besser. — —

Uwe überwand das Wundfieber. Er konnte bald wieder im Bett aufrechtstehen, aber eine langandauernde Schwäche blieb.

„Nicht das Zimmer verlassen — auf keinen Fall. Und sobald es kühl wird, einheizen“, flüsterte der Arzt Petrea zu, der hauptsächlich die Krankenpflege oblag, „denn die Lunge — die hat ihren Knack, der in unserem Klima nicht leicht ausheilt. Nun naht die Zeit der Herbstnebel, der nasskalten Westwinde. Vorsicht, Vorsicht!“

Und Petrea fühlte, daß der Arzt trotz seines ernsten Tones doch noch verschwie, wie sehr gefährlich Uwes Zustand war.

Momme war seit Wochen nicht hier gewesen. Er war durch die Übersiedelung nach Biekut wohl so sehr beschäftigt, daß er keine Zeit fand, nach der Geest zu kommen.

In einem Tage zu Anfang des Oktober, als in den Gärten rings die Georginenstauben ihre plumpen Blüten trugen, trat er in Uwes Krankenstube.

„Sieber Junge —“

Er konnte kaum sein Erschrecken über des Freundes bleiches eingefallenes Gesicht verbergen.

Uwe reichte ihm mit müdem Lächeln die Hand.

„Ja — mich hat's gepackt, Momme“, sagte er mit kraftlos matter Stimme.

„Dieses verfluchte, fremde Gesindel — aber, Herrgott, das ist ja undenkbar — dummes Zeug, Uwe, ein paar Wochen noch, und besucht mich auf Biekut.“

Der Kranke sah seinen Freund fragend an, als müßte er sich erst besinnen.

„Ach, richtig. Sag mal, glaubst du wirklich, daß sich die Sache entwickeln wird?“

„Er soll nicht soviel brechen“, flüsterte Petrea Momme zu. Und er setzte sich zu dem kranken Freund und berichtete.

Das müßte man der Gräfin lassen, mit der erforderlichen Großzügigkeit ginge sie vor. Großvieh und Schafe hätte er ganz nach seinem Belieben kaufen können. Und die Einrichtung des Wohnhauses — wie in der Stadt.

„Ich selbst“ — und Momme lächelte — „habe ein Zimmer, in das man mit seinen kleinen Stiefeln sich gar nicht reinwagt.“

(Fortsetzung folgt.)



Kein Weiser setzt sich hin,
Verlor'nes zu bejammern, nein, er sucht
Mit frischem Mut es wieder einzubringen.

Shakespeare,

Der Kaisertag in Straßburg.

Aus Straßburg i. E. wird uns geschrieben: Wer heute durch die alten und neuen Straßen der „wunderschönen Stadt“ wandert, wird von dem starken Gefühl beherrscht, daß sich in Straßburg eine immer stärkere siegreiche Wandlung zugunsten des Deutschthums vollzogen hat. Früher trugen an solchen Festtagen gewisse Straßburger Kreise eine geflüsterte Gleichgültigkeit zur Schau. Die militärischen Gebäude und die von den Alldutschen bewohnten Viertel flaggten, hier und da zeigte sich auch eine elässische Fahne, aber von einer allgemeinen, festlich gehobenen Stimmung, wie wir sie heute erleben, war nur wenig zu spüren. Darum erscheint uns Straßburgs reicher Fahnenjuch heute wie ein Sieg.

Im Mittelpunkt der Stadt, auf dem berühmten Kleberplatz, der schon zur Franzosenzeit die „Place d'armes“ war, findet der Feldgottesdienst zur Feier des Kaisertages statt. Von schlanken Masten, die wie Bäume den großen Platz umsäumen, wehen die schwarz-weiß-roten Fahnen. Die Regimenter haben im weiten Umkreis um das hoch aufragende Kleberdenkmal Stellung genommen. Stolz und streng steht der alte General Kleber mit seinem Marschallstab da. Zu seinen Füßen, zwischen eroberten Kanonen, ist ein Feldaltar errichtet worden. Eine wunderbar ernste, feierliche Stimmung weht über den alten, von Hunderten von Feldgrauen besetzten Platz.

Die herrlichen Barockbauten und schmalen Fachwerkhäuser, die ihn umschließen, haben sich alle reich zu dem Festtag geschmückt. Aus den Fenstern und Dachlukken hängen die Fahnen und leuchten in allen Farben gegen den roten Sandstein; von Gefins zu Gefins laufen schwarz-weiß-rote Schleifen. Die mittelalterlichen Fachwerkhäuser mit ihren trauten Giebeln und eigenartig schmalen Fassaden, denen jeweilig nur zwei Frontfenster zur Verfügung stehen, haben sich von der Bodenkammer bis zum Kellerloch gepußt, und haken so an Höhe nach, was ihnen an Breite abgeht. Und über all diesem mittelalterlichen Straßburg ragt einsam, gleich einem Friedensboten mitten im Krieg, das hohe, durchgezogene Münster. Aber vom Kleberplatz kriechen während der Feier zwei große Flugzeuge, deren schwarze Eisene Kreuze an den unteren Flügelflächen deutlich hervortreten und die ängstlichen Gemüther unter den Zuschauern beruhigen.

Aber nicht nur der Kleberplatz, ganz Straßburg hat ein Festgewand angelegt. An den stillen Staden spiegeln sich die bewimpelten Häuser in den trägen Wassern. In den großen Verkehrsadern sieht man neben den reichsdeutschen elässischen Fahnen auch die österreichisch-ungarischen, bulgarischen und türkischen Fahnen. Wunderbar ist der Blick in die zahllosen, von den Hauptkanten sich abzwergenden Nebengassen, die ganz unermittelt aus dem modernen Leben in das idyllische, mittelalterliche Straßburg führen. Hier berühren sich von Haus zu Haus die Fahnen, so daß der Himmel fast abgesperrt wird und ein von Farben leuchtender Laubengang entsteht. So festlich haben wir Straßburg noch nie gesehen. Selbst die verlorenen, vom modernen Bürger schier vergessenen Gäßchen, das Himmelreichs-, das Hölleger-, das Jaunkönigsgäßchen, mit den alten Schankstuben „Zum roten Männel“ und „Zur dicken Marie“, haben ihr Bestes getan, um den Kaisertag zu ehren.

Unter diesen wehenden Fahnen wandelt ein Ritterschritt von Feldgrauen, Bürgern und Kindern. Und wirklich, es steht Stimmung und Wärme in der alten, elässischen Stadt. Das Volk geht nicht mehr gleichgültig an den reichsdeutschen Farben vorbei, und die Münsterorgeln, die den Festtag einläuteten, haben in vielen Herzen ein Echo gefunden. Möchten solche Tage zu Marksteinen in der Geschichte des Elsaß werden und für alle Zeit zum Ausdruck bringen, daß der Anschluß des Elsaß an sein großes Vaterland immer fester und bewußter geworden ist.

H. Sch.



Aus der Kriegszeit.

Der Schneeschuh im Kriege. Im Winterkriege spielt neben dem Schlitten im Flachland der Schneeschuh in den Bergen eine wichtige Rolle. Auf dem europäischen Festland wurde er, wie Hauptmann a. D. Oefele im neuesten Heft des

„Prometheus“ ausführt, erst vor 25 Jahren von Norwegen aus eingeführt. Aus einem anfänglich nur der Mode folgenden Wintersport wurde bald ein höchst praktisches Verkehrsmittel, das die bisher nur mit den schwerfälligen Schneeschuhen gangbaren winterlichen Gebirgsgegenden leicht und schnell überwindbar machte. Diese höchst willkommenen und durch kein anderes Werkzeug gleichwertig zu ersetzenden Eigenschaften machten den Schneeschuh bald auch militärischen Zwecken dienstbar. Denn wenn auch im gegenwärtigen Stellungskampf die große Masse der Truppen im allgemeinen auf feste Punkte verteilt ist, so erfordert doch der Nachrichten-, Posten- und Aufklärungsdienst, der gerade im Gebirge besonders schwierig und wichtig ist, leichtes Vorwärtkommen, große Beweglichkeit und überraschendes Auftreten. Dasselbe gilt auch für den im Bergland häufigen Kleinkrieg. Hier ist die Tätigkeit der modernen Schneeschuhabteilungen unentbehrlich. In Skandinavien geht die Verwendung des Schneeschuhs im Heeresdienst bis vor das Mittelalter zurück. Zum erstenmal werden Schneeschuhläufer in der Schlacht bei Lelö im Jahre 1200 erwähnt, wo sie vom König Eerke zur Feststellung der feindlichen Stellungen vorausgeschickt worden waren. Im Mittelalter haben die Schweden sich bei ihren wiederholten Einfällen in Norwegen vielfach dieses Hilfsmittels bedient, und auch die Finnländer benutzten es in ihren Kämpfen gegen die Russen. In dem Feldzug der verbündeten Schweden und Finnen gegen die Russen im Jahre 1610 sollen sogar 4000 Schneeschuhläufer tätig gewesen sein. Als ihre größte kriegerische Tat gilt das Gefecht bei Trangen im April 1809, wo es zwei norwegischen Schneeschuhkompanien gelang, ein durch den Paß von Trangen einrückendes schwedisches Bataillon zu umzingeln, aufzureiben und gefangen zu nehmen. Seit dieser so erfolgreichen Verwendung ist der Schneeschuh in keinem Kriege mehr in Tätigkeit getreten. Erst der jetzige Krieg hat ihn nach einer mehr als hundertjährigen Pause als Kriegsmittel wieder zur Geltung gebracht. In den letzten Friedensjahren wurde in fast allen europäischen Heeren die Verwendung des Schneeschuhs zu militärischen Zwecken gefördert und ausgetübt. Selbstverständlich wurde in den Ländern, die für den Kriegsfall mit dem Gebirgskampf als einer geographisch bedingten Selbstverständlichkeit rechnen müssen, auf die Heranziehung von Schneeschuhkorps besonderer Wert gelegt. So sind in der Schweiz, in Österreich, Italien und Frankreich, wo es sicher war, daß die Heere zum Teil in den Alpen stehen müssen, eigene Gebirgstruppen geschaffen worden, die auch mit Schneeschuhen ausgerüstet sind. Rußland hat sich in der Hauptsache für seinen Grenzschutz mit kleinen Schneeschuhabteilungen begnügt. Bei uns im deutschen Heere ist mit Rücksicht auf die zu erwartenden kriegerischen Operationen in den Gebirgen unserer Westgrenze und um für alle Fälle gerüstet zu sein, der Ausbildung im Schneeschuhlauf besondere Aufmerksamkeit geschenkt worden. Das Interesse, das dem Schneeschuhdienst von den europäischen Heeresleitungen entgegengebracht wurde, hat sich im Weltkriege als durchaus berechtigt erwiesen. Unter den Ländern Mitteleuropas war zuerst die Schweiz darauf bedacht, den Schneeschuh militärisch zu erobern. „Der Schneeschuh ist dort im Heere fast allgemein eingeführt, und der größte Teil der Truppen kann ganz auf Schneeschuhe gestellt werden. Im jetzigen Kriege haben im vergangenen Winter die Schweizer Truppen im Jura ihre Grenzschutz gleichfalls auf Schneeschuhe gehalten.“ Auch Österreich-Ungarn mußte wegen seiner gebirgigen Grenzen frühzeitig auf die Ausbildung von Schneeschuhabteilungen bedacht sein. „Seit Jahren sind nicht nur bei den Gebirgstruppen selbst, sondern auch bei allen in der Nähe von Gebirgen gelegenen Truppenteilen, namentlich in Tirol, zahlreiche Offiziere und Mannschaften im Schneeschuhlauf ausgebildet und geübt worden. Damit hat sich die österreichisch-ungarische Armee eine ganz beträchtliche Zahl mit dem Schneeschuh vertrauter Soldaten geschaffen, die, namentlich im Kriege in die besonders formierten Schneeschuhabteilungen eingestellt, in den Karpaten sowohl wie in Bosnien und der Herzegovina sich schon bewährt haben und jetzt in den Südtiroler Alpen erneut zur Geltung kommen.“ In Frankreich folgte man dem Beispiel der Schneeschuhübungen der deutschen Jägerbataillone, indem man 1902 mit der Einführung des Schneeschuhs für Heereszwecke begann. So wurden die französischen Alpenjäger und die Jägerbataillone der Vogesen und des Jura für den Schneeschuhdienst ausgebildet. „Es sind jedoch trotz der eifrigen und systematischen Bemühungen, die von den Franzosen auf die Ausbildung und Ausnutzung des

Schneeschuhlaufes verwendet worden sind, ihre Erwartungen scheinbar doch nicht ganz erfüllt worden. Auch scheint sich der Umstand, daß im französischen Volk der Schneeschuh weder als Sportmittel noch als Verkehrsmittel auch heute noch keine besondere Verbreitung gefunden hat, beim Ersatz der Verluste recht nachteilig fühlbar zu machen." In Italien sind die Alpinibataillone mit Schneeschuhen versehen. Im übrigen sind die Alpenstruppen durch Schneeschuhkühnheiten verstärkt. Auch in Rußland wurde auf die Winterwaffe viel Wert gelegt, doch merkwürdigerweise sind im bisherigen Verlaufe des Weltkrieges nur selten solche russischen Abteilungen festgestellt worden. In Deutschland wurden die ersten militärischen Schneeschuhübungen im Jahre 1891 im Harz vorgenommen. Später wurde besonders Bayern der Schauplatz solcher Übungen. Die Schneeschuhausbildung ging bei uns in wirksamster Weise vor sich, indem man hierfür besondere Kommandos, technische und taktische Vorkehrungen und einen dem Schneeschuhdienst eigens angepassten Waffengebrauch einführte. Darum kann die deutsche militärische Schneeschuhausbildung als vorbildlich hingestellt werden.

Eine „Kunstausstellung“ an der Westfront. Schon mancherlei wurde über den Humor unserer selbstgewissen Offiziere und Soldaten berichtet; nichts aber jagt in unterhaltender Weise von der guten Laune und Lebensfreudigkeit unserer Krieger im Felde als die „Kunstausstellung“, die der württembergische Major Scupin an der Westfront errichtete. Diese Selbstenwickeltheit, die den stolzen Namen „Kunstausstellung Scupin“ trägt, befindet sich, nach einer Schilderung des Zeichners und Schriftstellers Ernst L. Ostermayer im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „über Land und Meer“, in einer sonst für Kunstausstellungen nicht gerade gewöhnlichen Umgebung. Das Gartengelände ist in einem äußerst realistischen Naturzustand, die Bäume sind von Geschossen arg zerpflegt, und der Boden zeigt eine Anzahl jener modernen gewordenen Ausbuchtungen, die man Granatentrichter nennt. Die zerfetzten und teilweise abgebrannten Ruinen, die über die Ruinen liegen, sind die letzten Reste eines französischen Dorfes. Eine über einen Schützengraben gelegte Brücke führt in das Ausstellungsgebiet. Die Ausstellung selbst ist ebenso modern wie international. Gleich hinter dem aus Baumstämmen zurechtgehauenen Eingangstor erhebt sich auf einer Ziegelaufkantung das erste Schaustück der Galerie, gekennzeichnet durch eine Tafel: „Wilson, der Neutrale.“ Der Kopf Wilsons ist hier aus einem bei den Schanzarbeiten zutage geförderten Kreidestoffen gemeißelt, mit Brille und ziemlicher Porträthähnlichkeit. Eine Anzahl von Windgängen und Ausbuchtungen von Granaten und Schrapnell's amerikanischer Herkunft bilden den Sockel. Die beiden anderen Wänden der amerikanischen Gruppe — Roosevelt und der Stahlkönig Charles Schwab — sind noch nicht fertig. Es heißt, daß noch nicht genügend Kreidestoffen gefördert wurden, um diese beiden Männer in ihrer ganzen Größe auszuharzen zu können. Die afrikanische Abteilung birgt zwei Glanzstücke. Sie zeigt den englandtreuen Virengeneral und einen farbigen englischen Streiter für Zivilisation und Kultur, der zwar noch nach wilder Sitte einen mächtigen Nasenring trägt, dafür aber bereits mit dem auf dem schwarzen Bauch angehefteten Hosensandorden geschmückt ist. Hierauf folgt die Schreckenskammer, die den entsetzlich mageren und bleichen Mr. Koch zeigt, einsam auf seinem Postament thronend. Neben ihm befindet sich ein Abbild Viktor Ernannuels mit der Aufschrift: „Ehre gab ich für Gold!“ Diese ganze Abteilung ist um so stimmungsvoller, als der sie bergende Raum früher den Dorfschweinen als Stall diente. Auch künstlerische Münzen sind in dieser Galerie nicht vergessen: eine Doppelplakette zeigt in Wilhelm-Busch-Manier Peter von Serbien und Nikolaus von Montenegro, die bösen Dämonen vom Balkan. Darunter liegt man den schönen Vers: „Wer Hammel stiehlt, gehört verbannt, auch kann man dem dann nicht mehr trauen!“ Die „russische Dampfwalze“ und ein kunstvoll modellierter Japans ergänzen die Ausstellung, deren Abschluß ein leeres Mauerloch bildet, das als „Ruhestätte der Joffre-Offiziere“ bezeichnet ist — weil nichts dahinter ist. Neben diesen künstlerischen Gemälden erfreut sich die Ausstellung aber auch einer „Wochen Bierstube beim vorstigen Barbaren“ und eines Ausstellungscaffees, das sich in Gestalt einer von neuem Grün umwachsenen Laube an die rauchgeschwärmte Giebelmauer eines Trümmerhaufens lehnt. Die Ausstellungsmusik wird von den Geschützen besorgt, in deren donnerndem Bereich der

unberwundliche deutsche Soldatenhumor ein so originelles Plätzchen gefunden hat.

Der Zeitungskrieg gegen die französische Zensur. Die Maßnahmen der französischen Zensur, die nicht viel von dem vielgerühmten Geist der französischen Freiheit zu wissen scheint, haben in allmählicher Wöhrung den ohnedies nur noch mühsam zusammengehaltenen französischen Pressesfrieden derart erschüttert, daß der letzte Streich der Pariser Zensurbehörde in den großen Blättern einen ruckhaltigen Sturm entfesselte, der in Kürze wiederzulegen zu werden verdient. Dieser Sturm ist um so unterhaltender und bezeichnender, als er Zustände, Stimmungen und Leidenschaften bloßlegt, die an sich viel zensurwürdiger erscheinen als die Veröffentlichung, die den Skandal zum Klappen brachte. Auf die Nachricht von der Friedensbitte König Nikitas hatte der montenegrinische Generalkonsul in Paris eine „Berichtigung“ herausgegeben, die dem Zensor aus bisher unbekannten Gründen nicht genehm war. Doch die Unerbittlichkeit, die anscheinend das oberste Prinzip der französischen Zensurbehörde ist, war schuld daran, daß die Auslassung des montenegrinischen Konsulats dem Zensor erst zu Augen kam, als sie bereits durch die „Agence Journalier“ verbreitet worden war. Im letzten Augenblick der Drudlegung wurden die Zeitungen von dem erst vor kurzem ins Amt gekommenen Zensor Herrn Jules Gautier dahin verständigt, daß die in Frage stehende Erklärung nicht gebracht werden dürfe. Dieses Verbot erfolgte aber zu so später Stunde, daß der „Petit Parisien“ und das „Journal“ ihm nicht mehr Folge leisten konnten, weil ihre Ausgaben bereits dem Verkauf übergeben worden waren. Daraufhin wurden „Petit Parisien“ und „Journal“ konfiszieren, und dies rief den endgültigen Sturm gegen die Zensur hervor, der durch kurze Auszüge aus der französischen Presse sich selbst am besten charakterisiert. „Es ist lächerlich“, schreibt Gustave Hervé in der „Vieille“, „dieser montenegrinische Auslassung zu verbieten. Als ob nicht jedermann wüßte, daß Montenegro genug davon hat, von den Alliierten derart im Stich gelassen worden zu sein. Unsere Zensur, die sich zu bessern schien, kehrt jetzt zu ihren Besten zurück wie ein Hund zu seinem Auswurf. Wir können der Regierung nur kondolieren!“ „L'Intransigeant“ schreibt: „Unsere Zensur ist eine mehr als besagene Einrichtung geworden. Die neueste Tat der Zensur ist beispiellos. Trotzdem es sich um eine Angelegenheit der außerordentlichen Politik handelte, wurde der Minister des Äußeren — wie er selbst versichert — nicht einmal um seine Meinung gefragt. Wir bedauern diesen Zwischenfall, aber wir freuen uns auch darüber, weil er diesmal große und mächtige Blätter getroffen hat, die jetzt ein nicht ungeschickliches Feuer speien.“ Die „Libre Parole“ meint, daß man nicht viel davon merke, daß Frankreich in der Revolution um die innere Freiheit gekämpft habe. Die Zeitung „Devoir“ endlich, um den schönen französischen Burgfrieden zu krönen, stößt in den Ruf aus: „Wir verlangen nicht den Kopf des Zensors, aber wir verlangen, daß ihm wenigstens der Bart abgehackt werde. Auf offenem Platz, vor der Statue der Freiheit — und zwar mit seiner eigenen Schere!“

Sarah Bernhardt's erste Kriegshosenrolle. Nachdem patriotische Straßenumzüge, bunte Werbeplakate, Lord Durbys Rekrutenfeldzug und zahlreiche andere Unternehmungen und Versuche nicht viel gesiebt haben, um den noch immer schlummernden britischen Patriotismus zu erwecken, greift man jetzt in London, nach dem berühmten Satz „panem et circenses“, zu den Hilfsmitteln des Theaters. Sarah Bernhardt, die oft Totgesagte und wieder zu neuer Glorie, zu neuem Chauvinismus Aufstrebende, wurde nach der englischen Hauptstadt geholt, um mit den Inszenierungsmitteln, die sie so gut in allen Registern zu beherrschen versteht und die ihren Beitritt geschaffen haben, das Boden der englischen Regierung zu unterstützen und dem an Egoismus und Bequemlichkeit leidenden Patriotismus unter die Arme zu greifen. Im Coliseum, der größten Varietehöhle Londons, tritt die „göttliche Sarah“ auf, und die Londoner Presse schlägt dazu die wilden Wirbel der Hellmettemmel. Nachdem das erste Stück — „Die Kathedralen“ — verjagt hatte, bringt man jetzt einen Einakter von Paul Deroulede, „Der Schauspieler auf dem Schlachtfeld“. Und um diesmal des Erfolges sicher zu sein, hat man die alte Dame Bernhardt bemüht, Minnehosen anzuziehen. Es ist ihre erste Kriegshosenrolle, und dies soll die erste Sensation bringen. Der Held, den Sarah Bernhardt darstellt, ist ein junger Pariser Schauspieler, der mit Begeisterung den Feinden folgte und nach einer Schlacht im Westen, in der die Deutschen natürlich klug aufs Haupt geschlagen wurden, sterbend am Fuße einer Eiche liegt. Ein englischer Offizier reicht ihm einen Trank Wasser, was ihm die Kraft gibt, ein Kriegsgedicht — die Hauptnummer des Stückes — herzusagen. In diesem Gedicht werden sämtliche barbarischen Eigenschaften, Meinungen, Handlungen und Leidenschaften der Deutschen aufgezählt. Nachdem er so seiner Pflicht genügt hat, stirbt der junge Schauspieler, und der Engländer deckt ihn mit einer französischen Flagge zu. Das Interesse der Londoner, die französische Bühnengreifin in ihrer ersten Kriegshosenrolle zu sehen, ist so groß, daß nach den Versicherungen der Blätter „nur noch Stehplätze“ zu finden sind. . . .